

Die Deutschen im Osten Europas

Annette Großbongardt, Uwe Klußmann
und Norbert F. Pötzl (Hg.)

Die Deutschen im Osten Europas

Eroberer, Siedler, Vertriebene

Georg Bönisch, Norbert Conrads,
Thomas Darnstädt, Jan Friedmann, Christoph Gunkel,
Christian Habbe, Andreas Kossert, Dieter Langewiesche,
Walter Mayr, Christian Neef, Dietmar Pieper,
Jan Puhl, Petra Reski, Krzysztof Ruchniewicz,
Johannes Saltzwedel, Michael Sontheimer,
Rainer Traub, Carsten Voigt

Deutsche Verlags-Anstalt

Die Texte dieses Buches sind erstmals im Heft »Die Deutschen im Osten«
aus der Reihe SPIEGEL GESCHICHTE (Nr. 1/2011) erschienen.



Das für dieses Buch verwendete FSC®-zertifizierte Papier
Munken Premium Cream liefert Arctic Paper Munkedals AB, Schweden.

1. Auflage

Copyright © 2011 Deutsche Verlags-Anstalt, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
und SPIEGEL-Verlag, Hamburg

Alle Rechte vorbehalten

Typografie und Satz: DVA/Brigitte Müller

Gesetzt aus der Berling

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-421-04527-0

www.dva.de

Inhalt

11 Vorwort

TEIL I

SIEDLER IM OSTEN

17 Neue Schlüssel zur Geschichte

Die Enkelgeneration der Vertriebenen sieht
die Vergangenheit unverkrampfter

Von Annette Großbongardt

29 »Nach Ostland wollen wir reiten«

Wie der dünnbevölkerte Raum zwischen Baltikum
und Balkan im Mittelalter besiedelt wurde

Von Georg Bönisch

38 »Wer jetzo zieht ins Ungarland«

Die Anwerbung der »Donauschwaben«
durch ungarische Könige

Von Georg Bönisch

40 Chronik: 963 bis 2007

43 Verschollene Preziosen

Die wechselvolle Geschichte der 1348
gegründeten Universität Prag

Von Carsten Voigt

- 48 Wirtschaftswunder an der Ostsee**
Der Erfolg der mittelalterlichen Hanse
Von Christoph Gunkel

TEIL II

FREMDE, FREUNDE, NACHBARN

- 59 Der Hunger der Monarchen**
Über Gebietsgewinne im Osten stieg Preußen
zur Großmacht auf
Von Christoph Gunkel
- 69 Hort der Toleranz**
Schlesien, am Rande des Habsburgerreichs
gelegen, entwickelte sich zu einer bedeutenden
Kulturlandschaft
Von Norbert Conrads
- 78 Alabaster auf dem Grab**
Schlesier prägten die deutsche Barockdichtung
Von Johannes Saltzwedel
- 83 »Randlage mit Bollwerksfunktion«**
Gespräch mit dem Osteuropahistoriker Andreas Kossert
über den Mythos Ostpreußen, den zerstörerischen
Nationalismus und den neuen Blick auf die Geschichte
Von Annette Großbongardt und Norbert F. Pötzl
- 94 »Wir leben unseren Traum«**
Im früheren Ostpreußen versuchen Russen,
kulturelles Erbe der Deutschen zu bewahren
Von Christian Neef

- 106 **Zackig gegen die Lethargie**
Russische Zaren holten Deutsche als
tüchtige Vorbilder ins Land
Von Rainer Traub
- 119 **Treibgut am Donaustrand**
Ein Besuch bei versprengten Deutschen in Ungarn
und Rumänien, Serbien und Kroatien
Von Walter Mayr
- 136 **Wo der deutsche Osten lag**
Die politische Landkarte wurde immer wieder
neu geschrieben
Von Dieter Langewiesche

TEIL III

KRIEG, FLUCHT, VERTREIBUNG

- 147 **Die Waisen von Versailles**
Nach dem Ersten Weltkrieg fanden sich
Millionen Deutsche in neuen Staaten wieder
Von Dietmar Pieper
- 157 **Auf verlorenem Posten**
Die sudetendeutschen Sozialdemokraten
kämpften gegen den »Anschluss« ans Hitler-Reich
Von Norbert F. Pötzl
- 163 **Zweierlei Erbe**
Danzig zwischen Deutschen und Polen,
die Feinde wurden und sich wieder versöhnten
Von Annette Großbongardt

- 173 **»Am Leben bleibt niemand«**
Durch den Nazi-Terror im Zweiten Weltkrieg
verlor Polen fast 18 Prozent seiner Bevölkerung
Von Michael Sontheimer
- 183 **»Mit den Wölfen heulen«**
Wie Hitler »die Rest-Tschechei erledigte«:
das »Protektorat Böhmen und Mähren«
Von Norbert F. Pötzl
- 186 **»Taifun des Völkerdramas«**
Als die Rote Armee den Osten des Reiches eroberte,
zwang die NS-Führung die Bevölkerung
zu sinnlosem Widerstand
Von Uwe Klußmann
- 196 **»Wir werden sie zurückholen«**
NS-Propagandaminister Goebbels
im Rundfunk 1945
zum Verlust der Ostgebiete
- 198 **Breslauer Apokalypse**
Fast drei Monate verteidigte sich die schlesische
Landeshauptstadt gegen die Rote Armee
Von Uwe Klußmann
- 201 **Die Zeit der Abrechnung**
Nach dem verlorenen Krieg erlitten Millionen
Deutsche eine Tragödie unvorstellbaren Grauens
Von Christian Habbe

217 Churchills Streichhölzer

Bei der Potsdamer Konferenz im Sommer 1945
beschlossen die Sieger, Polen nach Westen
zu verschieben

Von Michael Sontheimer

225 »Das Deutsche ist nicht mehr fremd hier«

Interview mit dem Historiker Krzysztof Ruchniewicz
über das gewandelte deutsch-polnische Verhältnis

Von Uwe Klußmann

TEIL IV

SCHATTEN DER VERGANGENHEIT

235 Hitlers letzte Opfer

Die Vertriebenen nach 1945 – von Landsleuten
im Westen oftmals ausgegrenzt, von Politikern lange
in der illusionären Hoffnung auf Rückkehr bestärkt

Von Norbert F. Pötzl

248 Versöhnen oder verhöhnen

Dauerstreit um die Stiftung »Flucht, Vertreibung,
Versöhnung«

Von Norbert F. Pötzl

250 Annäherung in Amnesie

Wie die DDR die Oder-Neiße-Linie schon 1950
als »Friedensgrenze« anerkannte

Von Uwe Klußmann

INHALT

- 254 **»Froilain, wejinense ruhich«**
Auf den Spuren der ostpreußischen Großeltern –
die Geschichte einer verspäteten Heimatsuche
Von Petra Reski
- 263 **Heikle Kapitel**
Deutsche und Polen arbeiten an einem
gemeinsamen Schulbuch
Von Jan Friedmann
- 270 **Aktenzeichen ungelöst**
Das Völkerrecht und die ungesühnten Verbrechen
der Vertreibung
Von Thomas Darnstädt
- 280 **Ein Loch in der Geschichte**
Nach jahrzehntelanger Unterdrückung
im kommunistischen Polen pflegen
die deutschstämmigen Schlesier wieder
alte Traditionen
Von Jan Puhl

ANHANG

- 293 Buchhinweise
295 Autorenverzeichnis
297 Dank
298 Personenregister

Vorwort

Seit dem Mittelalter war der Osten Europas auch Heimat vieler Deutscher. Sie kamen als Bauern, Handwerker, Kaufleute und Beamte, aber auch als bewaffnete Eroberer. Sie siedelten in den baltischen Gebieten an der Ostsee, in Ostpreußen, das jetzt zu Polen und Russland gehört, im inzwischen polnischen Schlesien, aber auch am Unterlauf der Donau und der Wolga. Über Jahrhunderte prägten sie dort die Geschichte mit, überwiegend in friedlicher Nachbarschaft mit Polen, Tschechen, Balten und Ungarn.

Der von Hitler begonnene Zweite Weltkrieg, seine Wahnvorstellung, den Osten zu unterwerfen und zu germanisieren, führte zu Vertreibung, Mord und Terror, zum Holocaust, zu millionenfachem Leid und Unrecht, das bei Kriegsende 1945 schwer auf die Deutschen zurückschlug. Flucht und Vertreibung wurden zum Trauma von rund 14 Millionen Deutschen.

Der Niederlage auf den östlichen Schlachtfeldern folgten Glaubenskämpfe daheim. Viele Deutsche taten sich schwer damit, die durch Kriegsgewalt gezogenen oder korrigierten Grenzen im Osten zu akzeptieren. Die Geschichte der Deutschen im Osten wurde politisch instrumentalisiert – von den Vertriebenenverbänden wie von ihren Gegnern. Schon die Verwendung alter Ortsnamen sorgte für Streit. Wer von Breslau sprach, machte sich sofort als Reaktionär verdächtig, wer Wroclaw sagte, fühlte sich auf der Seite der Guten. Viele aber kehrten dem leidigen Thema ganz den Rücken, als sei Nichtbeschäftigung und Nichtwissen ein Ausweis guter Gesinnung.

Doch mit dem Ende des Kalten Krieges, mit der Wiedervereinigung und der endlichen Anerkennung der Grenzen,

begannen sich auch die Beziehungen zu normalisieren. Die Grenzen wurden geöffnet, eine Wiederentdeckung des Ostens begann. Es ist vor allem eine neue Generation der Enkel, die mit frischem, unverkrampftem Blick nach Osten schaut und sich die lange verpönte oder verdrängte Familiengeschichte der Großeltern erschließt.

Zu dieser neuen Generation gehört der Osteuropahistoriker Andreas Kossert, Nachkomme von Ostpreußen, der in diesem Buch die Wiederentdeckung des kulturellen Reichtums in Ostmitteleuropa beschreibt, aber auch die chauvinistische Vergangenheit. Wie unabhängig junge polnische Geschichtsforscher mit dem deutschen Erbe umgehen, schildert der Breslauer Historiker Krzysztof Ruchniewicz. Die Buchautorin Petra Reski beschreibt ihre ganz persönliche Familiengeschichte in Ostpreußen.

SPIEGEL-Journalisten und Geschichtswissenschaftler machten sich auf die Suche nach den Spuren der Deutschen in Ostmitteleuropa – in Danzig und Kaliningrad, dem früheren Königsberg, im schlesischen Oppeln und entlang der Donau, wo in Ungarn, Rumänien, Serbien und Kroatien noch immer versprengte Deutsche leben, darunter Verwandte des Ex-Außenministers Joschka Fischer.

Dieses Buch handelt von Kreuzrittern, Hanse-Kaufleuten, von Dichtern und Deutschen, die russische Beamte waren, von kriminellen Herrenmenschen, Soldaten auf verlorenem Posten sowie Flüchtlingen und Vertriebenen auf beiden Seiten.

Der Blick auf die lange Geschichte der Deutschen im Osten Europas zeigt, wie vielschichtig, spannend und prägend die Entwicklung dort so viele Jahrhunderte vor dem Zweiten Weltkrieg war, auf den die Wahrnehmung meist reduziert wird, wie viel gemeinsame Geschichte Deutsche und Polen, Tschechen, Ungarn und Balten verbindet. Was

VORWORT

lange umkämpft und abgezäunt war, liegt nun offen da – für einen neuen Zugang, für Begegnungen mit den Menschen, für eine partnerschaftliche europäische Perspektive, aber auch weiter für kritische Aufarbeitung in einem Teil Europas, wo aus Nachbarn einst Feinde wurden, die nun wieder Freunde und Nachbarn sind.

Hamburg, im Sommer 2011

Annette Großbongardt, Uwe Klußmann, Norbert F. Pötzl

TEIL I
SIEDLER IM OSTEN

Neue Schlüssel zur Geschichte

Jahrhundertlang lebten Deutsche im Osten Europas, dann war die Heimat plötzlich verloren und wurde zum hochemotionalen Streitthema. Die Enkelgeneration sieht die Vergangenheit nun unverkrampfter.

Von Annette Großbongardt

Die junge Frau heißt Nele, sie lebt in Berlin und hat einen Großvater in Polen, den sie innig liebt. Als er stirbt, gibt ihr das den Impuls zu einer Reise in die Vergangenheit: Die Journalistin fährt nach Schlesien zu seinem Grab und von dort immer weiter ostwärts bis nach Galizien, heute in der Ukraine, von wo der Opa einst 1945 vertrieben worden war. Er landete auf einem gottverlassenen Hof in Schlesien, der Deutschen gehört hatte.

Die Geschichte des heimatvertriebenen Polen Janetzko und seiner deutschen Enkelin ist ein Roman, er heißt »Katzenberge«. Die Autorin Sabrina Janesch ist 25 Jahre alt, das Buch beschreibt auch ihre eigene Familiengeschichte – eine Spurensuche in der osteuropäischen Vergangenheit, in der Geschichte der Vertriebenen. Doch Janesch, geboren in Gifhorn, dreht den Spieß um: Sie beschreibt, wie sehr ihr Großvater Schlesien hasste. Dass ihn der Krieg aus seinem geliebten Galizien ins »schleimige, schissige Schlesien« verschlagen hatte, verzieh er seinem Schicksal nie. Allein schon die schlesische Erde – so »feinkörnig, locker und steril«, ohne jeden Wurm oder Käfer, »als hätten die Deutschen sie gesiebt« – empörte ihn, Erde müsse feucht und schwer in der Hand liegen, so wie die fruchtbare Erde Galiziens.

Sie wolle »die Erfahrung schildern, nicht aus, sondern nach Schlesien vertrieben zu werden«, sagt Janesch.

Ganz unverkrampft nehmen junge Autoren die deutsche Geschichte im Osten seit einiger Zeit in den Blick. In der »Mittagsfrau« etwa beschreibt Julia Franck, geboren 1970, wie eine Vertriebene aus Stettin ihren achtjährigen Sohn auf dem erstbesten Bahnsteig im Westen aussetzt – es ist das Schicksal ihres Vaters. Tanja Dückers, Jahrgang 1968, erzählt in »Himmelskörper« (2003) eine westpreußische Familiengeschichte mit dunklen Flecken, die fast auf der untergegangenen »Wilhelm Gustloff« geendet hätte.

Flucht und Vertreibung, die deutsche Vergangenheit im Osten, alles, was so lange als ewiggestrig, unpopulär und anstrengend heikel galt, das ausgemustert, abgespalten war, ist ausgerechnet bei den Jüngeren wieder attraktiv. Unser altes Ostpreußen, das schöne Schlesien, die verlorene Heimat – war das nicht die ewige Litanei der Vertriebenen, der Hupkas und Steinbachs, mit denen liberale junge Deutsche nichts zu tun haben wollten, die sie nervten mit ihrer Beschwörung einer untergegangenen Welt? Nun erobern sich diese Welt die Enkel, die in Kassel, Unna oder Berlin aufwuchsen und Urlaub in Frankreich, Griechenland oder Spanien machen. Plötzlich finden sie es interessant, eine Vergangenheit in einem lange vernachlässigten Teil Europas zu haben, reisen in die ostpreußischen und böhmischen Heimatorte ihrer Großeltern.

»Wir leben in einer Epoche des Endes der Zeitzeugen«, erklärt der polnische Historiker Robert Traba die frische Neugier, »die neue Generation sucht neue Schlüssel, um die Geschichte erfahrbar zu machen.« Er selbst, Jahrgang 1958, lebt und lehrt seit vier Jahren in Berlin: »Wir sind dabei weniger emotional als der Zeitzeuge.« Vorbei sind die Zeiten vor der Wende, in denen bereits der Gebrauch alter Orts-

namen einen politischen Streit auslöste. »Da wurde schon die Gesinnung daran festgemacht, ob man Breslau oder Wroclaw sagte«, erinnert sich Joachim Rogall, Osteuropa-historiker bei der Robert-Bosch-Stiftung. »In Polen hätte man vor 1990 nicht von Danzig gesprochen, weil man den Deutschen keine Argumente zuspiesen wollte, und bei uns hat man nicht Danzig gesagt, damit die Polen nicht denken, wir wollten es wiederhaben.« Sabrina Janesch, die Autorin von »Katzberge«, lebte zeitweise als Stadtschreiberin in Danzig. In ihrem Blog erzählte sie ganz selbstverständlich aus »Danzig« und nicht »Gdansk«.

Natürlich, 1989/90 hat alles verändert. Der Fall der Mauer, das Ende des Kalten Krieges, das Europa aus einer Starre befreite, und endlich erkannte die Bundesrepublik im Vertrag mit Polen juristisch »endgültig« die Oder-Neiße-Grenze an. Das entspannte die Nachbarn so sehr, dass längst auch über Deutsche als Opfer gesprochen werden kann.

Seit der »Gustloff«-Novelle von Günter Grass (»Im Krebsgang«) 2002 wird über Flucht und Vertreibung der Deutschen geschrieben, gefilmt und debattiert wie nie zuvor. Grass selbst sprach vom »bodenlosen Versäumnis«, es nicht früher getan zu haben. Der Elterngeneration der heute so unbelasteten Enkel fiel die Erinnerungsarbeit noch ungleich schwerer. Sie waren die Kinder der Flucht, von ihren Müttern übers Eis des Frischen Haffs geschleift, hungrig, frierend, verletzt.

Uwe-Karsten Heye, 70, war viereinhalb Jahre alt, als seine Mutter und seine Großmutter mit ihm aus Danzig flohen. Nur weil seine Mutter zufällig einen letzten Zug fand, fuhren sie nicht mit der »Gustloff«, auf deren Passagierliste sie standen. Nach dem Krieg schrie der kleine Uwe nachts stundenlang, so sehr plagten ihn die Bilder. Was seine Mutter durchgemacht haben mochte, wollte er gar nicht

wissen. Ihre Erinnerungen, die sie ihm kurz vor ihrem Tod übergeben hatte, trug er 15 Jahre mit sich herum, bis er es über sich brachte, sie zu lesen. So ähnlich ging es vielen Flüchtlingskindern, die häufig erst im Rentenalter anfangen, sich den Traumata ihrer Kindheit zu stellen.

Heye, der später Gerhard Schröders Regierungssprecher wurde, hatte an der Seite Willy Brandts für die neue Ostpolitik geworben. Doch erst 1996 fuhr er erstmals nach Danzig, wo seine Mutter als Sekretärin im Reichspropagandaamt gearbeitet hatte. »Die Schreckensbilder, die ich seit der Flucht aus Danzig in mir trage, hatte ich verstaut und gut verpackt, bis sie kaum noch sichtbar waren.« Vor ein paar Jahren löste er die Verpackung und schrieb ein Buch (»Vom Glück nur ein Schatten«). Auch der Journalist Teja Fiedler recherchierte die Geschichte seines Vaters, eines Vertriebenen, der als Sudetendeutscher zu einem Mitläufer Hitlers wurde (»Die Zeit ist aus den Fugen«) – erst jetzt, 43 Jahre nach dessen Tod.

Die Deutschen und ihr verlorener Osten, das ist eines der heikelsten und, trotz neuer Offenheit, noch immer nicht erledigten Kapitel der deutschen Historiografie und Debatten. Die vielen Filme und Bücher zu Flucht und Vertreibung zeigen, dass da noch kräftig nachzuholen ist. »Wir dürfen aber nicht in einen neuen nationalen Verlust-Mythos verfallen«, mahnt der Historiker Hans Henning Hahn. Es gehe heute darum, die Osteuropäer »auf gleicher Augenhöhe« zu sehen und »nicht im Osten nur uns selbst«. Viele tun das bereits, auch einst Vertriebene.

Seit mindestens 800 Jahren lebten Deutsche jenseits von Oder, Neiße und Weichsel. Vom Mittelalter an zogen deutsche Siedler und Kreuzritter gen Osten, aus Schwaben und dem Rheinland, von der Mosel und aus dem Elsass. Deutsche waren in Allenstein und Hermannstadt zu Hause, in

Oppeln und St. Petersburg, in Riga und Reval, als Handelsleute, Handwerker, Beamte. »Ob in Siebenbürgen, an der Wolga oder im Baltikum waren die Deutschen stets Minderheiten, auch die Reichsprovinzen waren nie ›rein‹ deutsch«, sagt Hahn. Es war Hitlers Wahn, Osteuropa zu unterwerfen und zu germanisieren.

»Von der Maas bis an die Memel, von der Etsch bis an den Belt« – solch weite Grenzen dichtete August Heinrich Hoffmann von Fallersleben 1841 seiner Nation im »Lied der Deutschen«. Als 1871 das Deutsche Kaiserreich endlich gegründet war, reichte es im Nordosten sogar noch über Tilsit und die Memel hinaus, im Südosten fast bis nach Krakau. Etwa zwei Millionen Preußen mit polnischer Muttersprache waren nun Deutsche. Die Preußische Ostbahn verband Berlin mit Königsberg, auch nach Breslau fuhr man von der Hauptstadt bequem mit dem Zug. Am Vorabend des Zweiten Weltkriegs lebten in den Provinzen östlich von Oder und Neiße fast 20 Millionen Deutsche, etwa die Hälfte in den Reichsgebieten Ost- und Westpreußen, Pommern, Brandenburg, Nieder- und Oberschlesien, der Grenzmark Posen-Westpreußen sowie fast neun Millionen in Siedlungsinseln oder verstreut in Polen, der Tschechoslowakei, den baltischen Staaten, der Sowjetunion, Ungarn, Rumänien, Bulgarien und Jugoslawien. Ihre Existenz geriet unter dem zunehmenden Nationalismus, vor allem aber mit der willkürlichen Neuordnung Osteuropas nach dem Ersten Weltkrieg ins Wanken. Und dann, nach dem furchtbaren Inferno von Krieg, Flucht und Vertreibung, war alles verloren. Pommern, Schlesien, das Sudetenland, das Baltikum, Siebenbürgen, Danzig, Königsberg, Breslau, Posen.

Wie soll eine Nation mit einer solchen Amputation umgehen? »Dass dies alles vor wenigen Tagen noch Deutschland war, ist kaum zu fassen«, schrieb Hans Graf von Lehndorff

am 21. April 1945 in sein Tagebuch, als er mehr tot als lebendig durchs zerstörte Ostpreußen irrte. Doch die Deutschen, die nach dem Krieg und der Nazi-Diktatur am Boden lagen, sie kümmerten sich ums Überleben. Man schaute immer weniger nach Osten, wo die Deutschen Täter und später auch Opfer geworden waren, wo hinter dem Eisernen Vorhang ein anderer Kosmos herrschte, der kommunistische Ostblock, der einst blühende Bürgerstädte in sozialistische Industriezentren mit Plattenbauten verwandelte. Spätestens seit den sechziger Jahren endet »bei den meisten Deutschen die Landkarte im Kopf an Oder und Neiße«, meint Rogall.

Zwölf Millionen Ost-Flüchtlinge und Vertriebene kamen nach dem Krieg in Westdeutschland und der Sowjetzone an. »Doch die im Westen wussten ja gar nicht, was über uns da im Osten hinweggegangen war«, notierte Lehndorff – er wusste freilich auch nichts von den zerbombten Städten im Westen. Es war ein buntes Kulturgemisch, das da mit ein paar Handkarren und Koffern vor den Türen stand: Sudentendeutsche und Donauschwaben, Pommern und Ostpreußen, Wolhynien-Deutsche und Wolga-Deutsche, Deutsche vom Schwarzen Meer, aus den Karpaten, der Bukowina und Galizien – sie brachten andere Traditionen mit, andere Dialekte, eine andere Geschichte und, ja, auch die Welt des Ostens und ihre Gerüche. Sie standen noch unter Schock, waren gedemütigt, besitzlos.

Ihr Schlesien, Pommern und Siebenbürgen war nun auf ein paar Koffer mit Tischdecken, etwas Geschirr und ein paar Fotoalben zusammengeschnürt, von ihren Geburtsorten blieb nicht viel mehr als die Trachten, die sie künftig zu rührseligen, zunehmend anachronistisch wirkenden »Tagen der Heimat« tragen sollten. Der »deutsche Osten« lebte in der Erinnerung weiter als »Heimaten im Kopf« (Karl Schlögel) – aber nur für einen Teil der Deutschen. Für die meisten

wohl blieben es ferne, fremde Regionen, trotz eines Paragraphen im Bundesvertriebenengesetz, der Bund und Länder zur Förderung der deutschen Kultur des Ostens verpflichtete.

Im neugeschöpften Selbstbewusstsein der jungen Bundesrepublik, die sich aus den Trümmern eines Verbrechensregimes aufrappelte, war kein Platz für ostpreußische und schlesische Sentimentalitäten. Man wollte nicht zurückschauen auf die »Topografie des Verlustes«, wie sie der Historiker Schlögel nennt, sondern Neues aufbauen. Trotz »Ostkunde« im Unterricht verankerte sich die deutsche Geschichtslandschaft des Ostens nicht im historischen Bewusstsein der neugeborenen Nation.

Zwar gab es einen Vertriebenenminister, und Politiker aller Couleur beschworen, die Oder-Neiße-Grenze sei nur vorläufig. SPD wie CDU signalisierten, eine Wiedervereinigung solle auch die ehemaligen Ostgebiete einschließen. Doch das waren Lippenbekenntnisse.

»Breslau, Oppeln, Gleiwitz, Glogau, Grünberg, das sind nicht nur Namen, das sind lebendige Erinnerungen, die in den Seelen von Generationen verwurzelt sind und unaufhörlich an unser Gewissen klopfen«, gab sich die SPD in einem Grußwort zum Deutschlandtreffen der Schlesier 1963 noch solidarisch. Verzicht sei Verrat, das Recht auf Heimat lasse sich nicht verhökern: »Das Kreuz der Vertreibung muss das ganze Volk mittragen helfen.« Unterschrieben war das Telegramm auch von Willy Brandt.

Als sich der Bundeskanzler jedoch 1970 anschickte, das deutsch-polnische Verhältnis auf eine neue Basis zu stellen, bekam er den Zorn der Vertriebenenverbände zu spüren. Seine Reise nach Warschau, um den deutsch-polnischen Vertrag zu unterschreiben, löste Turbulenzen aus. »Brandt an die Wand«, tönnten rechte Scharfmacher, nieder mit dem »Verzichtspolitiker«, forderten Konservative. Sein Kniefall in

Warschau, seine Ostpolitik des Wandels durch Annäherung waren für sie blanker Landesverrat. Sogar Marion Gräfin Dönhoff, die sich so engagiert für den Dialog mit Polen im Zeichen einer neuen Politik einsetzte, sagte in letzter Minute Brandts Einladung nach Warschau ab. Sie könne nicht »assistieren«, erklärte sie, wenn der Verlust der Heimat amtlich besiegelt werde: »Ein Glas auf den Abschluss des Vertrages zu trinken schien mir plötzlich mehr, als man ertragen kann.«

Scharenweise traten Vertriebene aus der SPD und der FDP, dem Koalitionspartner, aus. Das Verhältnis des Bundes der Vertriebenen (BdV) zu den Regierungsparteien war nun »feindselig«, wie Erika Steinbach zum 50. Jahrestag des BdV unverblümt einräumte. Der BdV lehnte sich danach eng an die Union an. Vor allem Linke, die 68er, machten Front gegen die Vertriebenenverbände, für sie ein Tummelplatz für Ewiggestrige, Revanchisten und Geschichtsrevisionisten. Sie selbst quälten sich mit dem polnischen »Wroclaw« oder »Szczecin« statt Stettin, um nicht in den Verdacht falscher Gesinnung zu geraten.

Doch heftiger wurde jetzt die Debatte der deutschen Schuld geführt. »War für Adenauer 1945 der entscheidende Bezugspunkt gewesen«, so die Polen-Expertin Helga Hirsch, »wählten die 68er gemeinsam mit Willy Brandt 1933 als Ausgangspunkt ihrer Erinnerungspolitik.« Nun, mit der Aufarbeitung des Nationalsozialismus, kamen sich zwei Verbrechen ins Gehege: »Wer die eigene Betroffenheit zum Thema machte, schien die Dimension des anderen Verbrechens, die anderen zugefügt worden war, zu verharmlosen oder herunterzuspielen«, konstatiert der Historiker Schlögel. Ihn nervten beide Seiten, der »tiefe ressentimentgeladene, taktizistische Provinzialismus« von Funktionärsinteressen wie auch »die von keiner Ahnung getriebene moralisierende Besserwisserei vieler

Linker«. Die Erinnerungskultur war längst ein Politikum, das alle abstieß, die es nicht persönlich betraf.

Es gab nie ein Tabu, aber viele Hemmungen. In seiner Generation, so der Osteuropaexperte Rogall, geboren 1959, habe die ganze Debatte zu einer Art »freiwilligem Tabu« geführt: »Man dachte, die Geschichte ist nun mal so gekommen, das ist ein abgeschlossenes Kapitel, da kann man nur etwas kaputtmachen in den Beziehungen zu den betroffenen Ländern, wenn man daran rührt.« Das ewige Gerede an der sonntäglichen Kaffeetafel über die Welt vor 1945 hatten sie gründlich satt. So bildete die deutsche Geschichte in Osteuropa »selbst zu Hause bei den Vertriebenen nicht mal einen Teil der Familienidentität, sondern es war nur die Geschichte von Oma oder Opa«, sagt Rogall. Er selbst reiste mit seinen Kindern, geboren 1992 und 1996, vergangenen Sommer in die schlesische Heimat des Opas. Da merkte er verduzt, »die haben dazu wirklich gar keinen Bezug, das ist für sie einfach Polen«. Als sie zu Mittag aßen in Jelenia Góra, einst Hirschberg, am Fuß des niederschlesischen Riesengebirges, zeigte sein Sohn auf die alten Postkarten an der Wand und fragte: »Warum steht denn da alles auf Deutsch?« Für seine Kinder, sagt Rogall, sei die Geschichte des deutschen Ostens so weit weg wie der Dreißigjährige Krieg. Bei seinen Studenten spürt der Universitätsprofessor ein rein geschichtliches Interesse: »Es hat nichts mit ihrer Identität als Deutsche zu tun.«

Doch wie wurden diese Orte so fremd? Breslau, Königsberg, Danzig waren bedeutende Kultur- und Handelsstädte, aus Königsberg stammen Immanuel Kant und Käthe Kollwitz, Arthur Schopenhauer aus Danzig, aus Breslau Max Born und Käthe Kruse, Schlesien hat allein zwölf deutsche Nobelpreisträger hervorgebracht. Doch fühlen sich Deutsche deshalb mit den Städten verbunden?

Die Distanz hat auch mit einem grundlegenden Wechsel der Blickrichtung zu tun. Seit Mitte des 19. Jahrhunderts, mit der Industrialisierung, fuhr der Zug nach Westen, »und er war nicht mehr aufzuhalten«, so Rogall. Preußen hatte Mühe, seine schönen Ansiedlungsprojekte mit Menschen zu füllen. Eine Fremdheit des Westens mit dem Osten, ja Überheblichkeit, gab es ja schon lange vor dem Krieg. Rogall erinnert sich an eine Postkarte vom Pfälzer Großvater, der in den zwanziger Jahren nach Danzig und Ostpreußen gereist war. »Alles ganz schön ostig hier«, schrieb er nach Hause, »so stell ich mir Russland vor.« Dabei war Osteuropa jahrhundertlang Einwanderungsland, in dem eben auch viele deutsche Migranten Glück und Wohlstand suchten – und fanden. Bis heute jedoch, so Rogall, gebe es teilweise in Deutschland noch die Vorstellung, im Osten herrsche nicht der gleiche Kulturstand: »Obwohl Estland etwa in vielen Bereichen fortschrittlicher ist als wir und Breslau eine Metropole, die absolut mit Köln oder Lyon vergleichbar ist.« Der Blick ging nach Westen, und da ist er noch immer: Frankreich, Italien, die USA wurden Lieblingsländer der Deutschen. Da fahren sie immer noch lieber hin, auch wenn Masuren nun als Insider-Tipp gilt und Skifahren in Polen billiger ist als in Österreich.

Die »kulturelle Katastrophe«, die Schlögel mit dem Untergang des deutschen Ostens betrauert, empfinden wohl nur wenige in der deutschen Bevölkerung, die keine Vertriebenen-Geschichte haben. Da war auch etwas weg, das kompliziert war und belastend, um das ständig Krieg und Konflikt geherrscht hatten. Schon 1982 klagte der damalige Präsident des Landsmannschaft Schlesien, Herbert Hupka, die Schlesier und die Ostpreußen würden »zunehmend aus der deutschen Geschichte exkommuniziert«, zu den Gebieten jenseits von Oder und Neiße bestehe »im deutschen

Geschichtsbewusstsein gar kein Verhältnis mehr« – für viele lag das allerdings auch an der Politik der Vertriebenenverbände.

»Die westdeutsche Urbevölkerung arbeitete ... mehr am realen Wirtschaftswunder, als dass sie an ein Wunder an der Oder geglaubt hätte«, erklärt Manfred Kittel, Direktor der Berliner Stiftung »Flucht, Vertreibung, Versöhnung«. Schnell wuchs die Bereitschaft, die verlorenen Gebiete abzuschreiben. Bereits 1967 sprachen sich in einer Umfrage 53 Prozent der Befragten für eine dauerhafte Anerkennung der Oder-Neiße-Grenze aus – wenn das ein besseres Verhältnis zum Osten bringe. In den Augen Kittels behandeln die Deutschen ihre Geschichte im Osten »ungefähr so wie die Episode ihrer Kolonialherrschaft in Ostafrika«. Das trifft die ewige Klage der Vertriebenen, doch auch für den einstigen rot-grünen Kulturstaatsminister Julian Nida-Rümelin geht es darum, »das kulturelle Erbe im mittleren und östlichen Europa wieder selbstverständlicher zu sehen und es als Teil auch der deutschen Kulturgeschichte zu begreifen«.

Dabei haben deutsche Historiker mit ihren osteuropäischen Kollegen längst eine erfrischende Selbstverständlichkeit erreicht. Sie arbeiten gemeinsam an einem deutsch-polnischen Geschichtsbuch, ohne jegliche »nationale Fronten«, wie der beteiligte Historiker Michael Müller lobt. Und wenn in Danzig nun ein Museum des Zweiten Weltkriegs entsteht, das alle europäischen Opfergeschichten berücksichtigen will, arbeitet dort ganz selbstverständlich auch der junge deutsche Historiker Daniel Logemann mit, der in Krakau und Lublin studiert hat und mit einer Polin verheiratet ist. Was früher deutscher Osten war, ist für ihn heute einfach europäische Heimat. Wie Deutsche in Paris oder London, wie Franzosen oder Italiener in Berlin oder München, lebt Logemann nun in Danzig. Dort wird längst auch der 20 000 deutschen

Flüchtlinge, die mit Schiffen wie der »Gustloff« untergingen, von Polen und Deutschen gemeinsam gedacht.

»Wir sind auf dem Weg in eine Normalität«, sagt der Historiker Rogall, in der nun alles in Relation gesetzt werde, die verschiedenen Perspektiven zusammengeführt, Opfergeschichten nebeneinandergestellt. Aber an einem fehle es noch immer: »Da ist noch viel Anstoß zu leisten, dass man tatsächlich nach Osten schaut oder auch hinfährt – so selbstverständlich wie nach Frankreich oder selbst in die USA.« Sabrina Janesch, die deutsche Autorin mit der polnischen Mutter, die sich in einen Deutschen verliebte, tut es weiter – ihr nächster Roman soll in Danzig spielen.

»Nach Ostland wollen wir reiten«

*Der dünnbesiedelte Raum vom Baltikum bis zum Balkan
zog im Mittelalter eroberinglüsterne Kolonisatoren,
vor allem aber fleißige Bauern, Handwerker und
Kaufleute aus dem Westen Europas an.*

Von Georg Bönisch

Stunden zuvor hat es geregnet, und kaum ist die Sonne am Himmel, lastet über der auserwählten Kampfesstätte drückende Schwüle. Es ist der 15. Juli 1410. In der wunderbaren Landschaft Masurens, nahe den Dörfern Tannenberg und Grünfelde, nicht weit entfernt von Allenstein, stehen sich auf einer Frontlänge von drei Kilometern stundenlang zwei gigantische Heere gegenüber. Das Niemandsland zwischen beiden ist gerade mal 200 Meter breit, drei Steinwürfe, die Soldaten können sich fast in die Augen schauen. Ein »grosser streyth« soll durch eine Entscheidungsschlacht beendet werden – die seit Jahrzehnten schwelende Auseinandersetzung um Grund und Boden und um Menschen, die darauf siedeln.

Auf der einen Seite hat sich eine Armee von Polen und Litauern versammelt, unterstützt von Ruthenen aus dem heutigen Weißrussland und tatarischen Reitern, fast 40 000 Mann. Ihnen gegenüber stehen etwa 27 000 Kämpfer unter dem Befehl des Deutschen Ordens, der im Osten des europäischen Kontinents mit Verve die gewaltsame Christianisierung heidnischer Völker betrieben und riesige Landstriche kolonisiert hatte – um dann einen eigenen Staat zu errichten, eine Art Gottesstaat, der am Ende 200 000 Quadratkilometer umfasste, fünfmal so groß wie die Schweiz.

Hunderte der siegverwöhnten Ordensritter stecken nach einem gewaltigen, kräftezehrenden Nachtmarsch in ihrer immer heißer werdenden Rüstung, auch Ulrich von Jungingen, der Oberkommandierende. Das schlaucht und macht nervös, unkonzentriert. Seine Kontrahenten, der polnische König Wladyslaw II. Jagiello und der litauische Großfürst Vytautas, warten hingegen geduldig im Schatten großer Bäume, die Geste ist klar: Wir haben Zeit, viel Zeit.

Jungingen will endlich die Schlacht, die eine der gewaltigsten des späten Mittelalters werden soll. Deshalb schickt er den beiden Regenten um die Mittagszeit einen Abgesandten, der ihnen zwei blanke Schwerter überreicht. Es ist ein Akt des Übermuts. Kämpft, soll dies heißen, kämpft, eine Chance habt ihr freilich nicht, »nehmet sie euch zur Hilfe, diese Schwerter«. Als Reiter des Polenkönigs vortreten, um den Zustand des Bodens zu testen, gibt Jungingen seinen Leuten den Befehl zum Angriff – tausendfach erschallt, als müssten sie sich Mut machen, das Osterlied »Christ ist erstanden«. Und die Polen antworten mit der »Bogurodzica«, der Hymne an die Gottesmutter. Mehrfach setzt der Hochmeister an, die feindlichen Linien zu durchbrechen – ohne Erfolg. Am Abend ist die masurische Heide blutgetränkt, 17 000 Kämpfer sind tot, auch Jungingen und die meisten seiner Ordensritter. Über 50 ihrer Fahnen fallen den Siegern in die Hände, zusammen mit den Schwertern werden sie später in feierlicher Prozession auf die Krakauer Königsburg gebracht – Symbole einer vernichtenden Niederlage. Zwar bedeutete sie nicht den Todesstoß für den Orden, aber er hatte den Nimbus seiner Überlegenheit eingebüßt. Damit begann der Niedergang einer Macht, die, nachdem sie zu Hilfe gerufen worden war, als überaus gieriger Eindringling auftrat.

Das ist ein Aspekt jenes Phänomens, das als »Ostsiedlung« oder, aus heutiger Sicht durchaus negativ, »Ostkolo-

nisation« in die deutsche Geschichte eingegangen ist: der »Drang nach Osten«, wie es der französische Mediävist Charles Higounet definiert, ein »kriegerischer, eroberungslüsterner Drang der Fürsten«. Die andere Betrachtungsweise sieht es als »Zug nach Osten« – von Bauern, Handwerkern und Kaufleuten, und Higounet vergleicht ihn mit den Trecks amerikanischer Pioniere gen Westen viel später. Teils suchten sie ihr Glück, teils wurden sie von berufsmäßigen Anwerbern (»Lokatoren«) gerufen; das »langsame Einsickern Tausender friedlicher kleiner Gruppen« habe, resümiert der Experte, »auf Jahrhunderte die ethnische Zusammensetzung und die Landschaft Ostmitteleuropas von der Ostsee bis zu den Karpaten und zur Drau tiefgreifend verändert«.

So verzahnten sich die Slawen – ihr Name bedeutet: die Schweigsamen – enger mit der Völkerfamilie Europas. Andererseits wurden ganze Landstriche, wie etwa das heute zu Rumänien gehörende Siebenbürgen, zeitweise deutsch – und allerorten zeugten Familiennamen von der Herkunft der Immigranten: Baier und Hesse, Franke oder Schwab oder Sachs.

Es mag überraschend klingen, aber es ist gesicherte Erkenntnis: Seit der Jahrtausendwende war die Zahl der Menschen so stark angestiegen, dass der Westen Europas bereits als überbevölkert galt. Schon um das Jahr 1100 gab es kaum noch Waldgebiete, deren Rodung nennenswert genug Land geboten hätte für gewinnbringenden Ackerbau. Hinzu kam die wirtschaftliche und soziale Situation vor allem der Bauern, die, weil sie »unfrei« waren und damit so gut wie rechtlos, alle Knechtungen ihrer adligen Herren zu erdulden hatten. Die Verarmung nahm schon deshalb beständig zu, weil das in weiten Teilen des Deutschen Reiches bestehende Erbrecht nur den ältesten Sohn berücksichtigte. Alle